Predigt zu Apostelgeschichte 4, 32-37

Jens Martin Sautter (10.5.2020)

Ein reicher Mann kommt zum Pfarrer und sagt: Herr Pfarrer, können Sie mir versichern, dass ich wirklich in den Himmel komme, wenn ich Ihrer Gemeinde 1 Mio Euro spende? Der Pastor überlegt und sagt dann: „Garantieren kann ich es nicht, aber sie sollten es auf jeden Fall versuchen.“ Ehrlich gesagt, auf diesen Tag warte ich noch. Und wenn Sie sich angesprochen fühlen, dann zögern sie nicht. Gerne auch per Skype oder Zoom. Jesus hat viel über den Besitz gesprochen. Darüber, dass Besitz wie Ballast werden kann, wenn es darum geht, ihm zu folgen. Einem jungen Mann, der sein Jünger werden will, sagt er einmal: „Verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen und folge mir nach!“ Die Gemeinde in Jerusalem nimmt diese Worte ernst. Es stimmt: Es gibt nicht nur eine Bekehrung zu Christus. Das Herz muss sich bekehren, auch unser Denken muss sich bekehren, aber eben auch unser Portemonnaie.

Damals in Jerusalem - Heute in Mainz Die Gemeinde in Jerusalem bestand aus Leuten, deren Leben durch die Begegnung mit Jesus und spätestens nach Ostern eine völlig neue Richtung bekommen hat. Viele hatten ihr altes Leben zurückgelassen. Hatten ihre Arbeit aufgegeben. Andere gehörten auch vorher schon zu den Armen. Sie waren darauf angewiesen, dass andere Christen sie unterstützen, und das taten die bereitwillig. Wer viel hatte, hielt nicht daran fest. Sondern wenn jemand in Not war, dann zögerten sie nicht lange, verkauften ihr Eigentum und legten es den Aposteln vor die Füße, die es dann verteilten. Niemand musste Not leiden. Sie lebten das, was Paulus einmal so ausgedrückt hat: Als Gemeinde sind wir ein Leib. Und wenn ein Glied leidet, dann leiden alle mit. Das klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Und es gibt nicht wenige Wissenschaftler, die halten den Bericht von Lukas für reichlich übertrieben. Aber ich finde, es ist sehr gut vorstellbar. Wenn mein Herz von etwas berührt ist, wenn die Begeisterung mich erfasst, dann bin ich bereit loszulassen, zu teilen, zu geben. Das konnte man 2007 in den USA beobachten. Da spendete ein 28-jähriger Mann, der ungenannt bleiben will aus freiem Entschluss eine Niere. Das Organ stellte er einem beliebigen, anonymen Kranken zur Verfügung, ohne irgendeine Gegenleistung zu erhalten. Die gespendete Niere wurde einer 53-jährigen Frau im Bundesstaat Arizona eingepflanzt, deren Ehemann daraufhin seinerseits eine Niere zur Verfügung stellte (aus medizinischen Gründen konnte er die eigene Niere seiner Frau nicht spenden). Seine Niere erhielt eine junge Frau in Ohio, deren Mutter darauf wiederum ein Organ spendete. So setzte sich die Kette fort, quer durch Amerika, auch über die Rassengrenzen hinweg. Brüder spendeten, weil

jemand ihrer Schwester geholfen hatte, Freunde nahmen die Operation auf sich, weil ein Fremder ihrem Kumpel das Leben gerettet hatte. Niemand war zu dem Eingriff gezwungen. Oft warteten die Spender Monate, bis die Ärzte einen passenden Empfänger gefunden hatten und sie ihre Niere hergeben *durften*. Nach insgesamt 22 Operationen fand die Kette ein vorläufiges Ende. Keiner zwingt die Menschen dazu, ihre Organe zu spenden. Niemand sonst hat einen Anspruch darauf. Und doch tun sie es – sie tun es sogar gern. Damals in Jerusalem waren die Menschen tief ergriffen, ihr Leben hatte eine komplett neue Richtung bekommen. Das Teilen fiel vielen leicht. Und dennoch war es nicht immer rosig. Dass es auch Probleme gab, wird ja nicht verschwiegen. Da waren einige, die lauthals verkündigten, dass sie alles mit den anderen teilten und insgeheim behielten sie doch das meiste für sich. Und bei der Verteilung der Güter war es so, dass manche zu kurz kamen. Und zwanzig Jahre später mussten andere Gemeinden in Griechenland der Gemeinde in Jerusalem mit einer Kollekte unter die Arme greifen, weil eine Hungersnot die Leute in Armut stürzte. Lukas weiß schon, dass es nicht das Paradies auf Erden war. Aber es war etwas zu spüren von dem, was Jesus gesagt hatte: Sorgt nicht um euer Leben. Hängt euer Herz nicht an den Mammon. Einer achte den anderen höher als sich selbst und frage nach dem, was der andere braucht. Privateigentum, die Sorge um sich selbst, war plötzlich nicht mehr so wichtig. Damals gab es namhafte Philosophen, die das ähnlich gesehen hätten. Seneca z.B. schreibt, dass Privateigentum eine Art Sündenfall der Menschheitsgeschichte war, durch den diese Welt und unser Zusammenleben verdorben wird. „Privat“ – schon im Wort klingt Negatives mit: „abgesondert, beraubt, getrennt.“ Privat ist, was ich den anderen vorenthalte. „Meins“ ist sicher eines der Worte, die Kinder früh lernen und ein Wort, das Erwachsene nicht mehr verlernen. Das ist auch nicht ganz verkehrt. An keiner Stelle sagt die Bibel, dass es kein Privateigentum geben darf. Geschweige denn, dass der Kommunismus eine christlichere Gesellschaftsform wäre – weit davon! Aber was man in der Gemeinde in Jerusalem sieht, ist, dass die Begegnung mit Jesus, die Beziehung zum Auferstandenen dazu führt, dass das Verhältnis zum Eigentum, zum Privaten sich verändert – es wird gelockert. Es fällt Menschen plötzlich leichter, das Portemonnaie herauszunehmen und zu geben. Es fällt Menschen leicht, ihr Haus zu teilen oder ihre Zeit. Das „Mich“, „mein“, „mir“, „ich“ rückt in den Hintergrund und das Gemeinsame tritt in den Mittelpunkt. Als ich vor 8 Jahren in die Auferstehungsgemeinde kam, war ich fasziniert davon, wie groß die Bereitschaft ist, neben Zeit und Energie auch das Geld zu teilen. Dass wir seit über dreißig Jahren inzwischen 1,5 Gemeindepädagogen-Stellen aus Spenden

finanzieren, ist ein Zeichen dafür. Es gibt Menschen, die regelmäßig ihr Geld überweisen, und manchmal keine kleinen Beträge, damit wir als Gemeinde unsere Aufgaben wahrnehmen können. Gerade auch in den letzten Wochen. In den letzten Jahren ist außerdem die diakonische Arbeit gewachsen. Viele Menschen aus unserer Mitte, die in Not geraten sind, werden unterstützt – mit einer Bereitschaft, wie ich das bisher noch nicht erlebt habe. Und das bewegt mich. Und doch ist es gut, nicht nur an die Not in den eigenen Reihen zu denken. Was ist eigentlich mit den Menschen an den anderen Orten, mit denen wir verbunden sind? Was ist mit unseren Geschwistern in Nigeria, in Beit Jala, in Guatemala, in Ecuador? Natürlich denken wir in diesem Jahr darüber nach, wie wir die Finanzierung unserer eigenen Mitarbeiter in diesem Jahr gestemmt bekommen. Und vielleicht macht sich der eine oder andere darüber auch Sorgen. Aber auch in dieser Situation sollten wir nicht nur an unsere Gemeinde denken, nicht nur an die Not bei uns, sondern auch darüber hinaus.

Warum es uns manchmal schwer fällt Bis vor zwei Wochen haben wir in Deutschland eine große Solidarität erlebt. Die meisten waren einverstanden mit den Beschränkungen. Man verzichtete gerne auf den Oster-Besuch bei der Familie. Es gab unglaublich viel Engagement für andere. Inzwischen merken wir aber auch, dass sich die Stimmung verändert. Klar, wir hatten es schon am Anfang der Pandemie, als es um die Frage ging: „Wer bekommt die Masken?“ „Mit wem teilen wir die Masken, die wir endlich einkaufen konnten?“ Solche Fragen wird es in Zukunft noch mehr geben. Wenn wir in den nächsten Monaten möglicherweise einen Impfstoff haben gegen den Corona-Virus oder sogar ein Medikament. Wer wird wohl die ersten Lieferungen bekommen? Teilen wir das Know-how miteinander oder wird es dazu führen, dass ein Hauen und Stechen beginnt und jedes Land erst an sich selbst denkt? Aber solche Fragen kennen wir ja nicht nur in der großen Politik. Auch wir selbst haben ja diese Zweifel, wenn es um das Teilen geht:

- Ich habe selbst viel zu wenig. Am Ende komme ich noch zu kurz.
- Wenn ich gebe, leben die anderen nicht auf meine Kosten? Nutzen die mich denn nicht aus?
- Kommt das überhaupt an die richtigen Leute?

Wenn es bei Lukas heißt: „Es war ihnen allen gemeinsam“ – dann galt das natürlich nicht für die ganze damalige Gesellschaft. Aber ein bisschen was von diesem Geist täte uns auch heute gut. Wenn es darum geht, wofür Steuergelder verwendet werden, wer auf was verzichtet, um den Schwachen unter die Arme zu greifen. Wenn diskutiert wird, wie die Lasten

in der Gesellschaft verteilt werden und wer mehr beitragen kann.

Nun will Lukas ja nicht schreiben, dass eine ganze Gesellschaft so funktionieren kann wie er es in der Gemeinde beschreibt. Die Apostelgeschichte will keine Gesellschafts-Utopie entwickeln, sondern sie beschreibt die Realität in der ersten christlichen Gemeinde, einer winzigen Gruppe in dem riesigen Römischen Reich.

Es geht zunächst um die Gemeinde, um die Kirche, von der Jesus sagt: Sie soll Salz sein in dieser Welt. Sie soll Licht sein. Gemeinde ist ein Ort, an dem man wagt, anders zu denken. Wo man mit dem Eigentum anders umgehen kann, weil man weiß, dass uns in Christus alles bereits geschenkt ist. Wo die Bindungen an all das Materielle gelockert sind. Wo man teilt, was uns anvertraut ist. Und wo man über den Kreis der eigenen Leute hinaus denkt.

Es stimmt. Die Christen damals waren überzeugt, dass das Ende der Welt unmittelbar bevorstand. Jesus war von den Toten auferstanden, was sollte da noch kommen? Und deshalb hatte aller Besitz keine wirklich Bedeutung mehr. Man kann ihnen deshalb Naivität vorwerfen. Weil sie kein Konzept hatten, langfristig über die Runden zu kommen. Aber wer so fragt, vergisst, dass diese Gemeinde nur versucht hat, Jesus nachzufolgen. In den letzten 2000 Jahren haben immer wieder Menschen sich herausfordern lassen von Jesus und von seinen Aussagen zum Eigentum. Und das ist auch gut so.

In jeder Religion gibt es die Pflicht, Arme finanziell zu unterstützen. Oft heißt es dann: Almosen geben. Bei Jesus geht es jedoch um mehr. Bei Almosen sehe ich das Geld, den Betrag, den ich gebe – und je höher der ist, desto besser fühle ich mich möglicherweise. Aber hier geht es um eine grundsätzliche Haltung zu meinem Besitz und um Großzügigkeit gegenüber anderen.

Es heißt in Vers 33 plötzlich, dass die Apostel mit großer Kraft die Auferstehung bezeugten. Eigentlich passt der Satz nicht hierher. Aber Lukas will zeigen: Das hängt zusammen. Die Art, wie die Gemeinde miteinander lebt, wie sie den Schwachen hilft und die Armen unterstützt. Diese Großzügigkeit bekräftigt, beglaubigt und macht sichtbar all das, was gepredigt wird. Und diese Großzügigkeit ist gerade in diesen Zeiten ein wichtiges Zeugnis, das wir der Gesellschaft schulden. AMEN